mare

Molly MacCarthy

Perditas Erbe

Roman

Aus dem Englischen von
Tobias Schwartz

Mit einem Nachwort von
Manuela Reichart

mare

Inhalt

Perditas Erbe
7

Tue nichts, und alles ist getan –
Molly MacCarthys »Besondere Talente«
Nachwort von Manuela Reichart
301

Anmerkungen 315
Viten 329

Perditas Erbe

Cecilia gewidmet,
die gern noch ein bisschen
in Ruhe liest, bevor sie
schlafen geht.

Kapitel I

Es war neun Uhr an einem Frühlingsmorgen der verblichenen 1890er-Jahre. Victor Villiers beendete gerade seine Morgentoilette. Das Zimmer duftete frisch und parfümiert, luxuriösen Eau-de-Toilette-Flakons entströmte ein künstlich aromatischer Frühling. Er stand an seinem offenen Fenster, während sich die Chintzvorhänge sanft im Wind wölbten, schnitt sich die Nägel und genoss, eine Nocturne von Chopin summend, einen Hauch milder Meeresfrische.

Indessen las Perdita, sein einziges Kind, unten im Esszimmer die Familienandacht. Kurz darauf verrieten ihm ein dumpfes Stühlerücken und die Schritte der hinausdefilierenden Bediensteten das Ende des Gebets. Tadellos gekleidet, mit einer ordentlich gebügelten Falte entlang der grauen Hosenbeine, trat er aus seinem Zimmer und schüttelte ein seidenes Taschentuch aus.

Seine Tochter begrüßte er eher beiläufig; Mr Villiers mochte keine Herzlichkeiten beim Frühstück. Er nahm sich Eier und Speck von einer Silberplatte auf dem Rechaud, setzte sich an den Kopf der Tafel und warf einen gereizten Blick auf die Post, die einen Stapel Rechnungen enthielt. Perdita, ihm gegenüber, schenkte Kaffee und Milch aus zischenden Kannen ein, die ebenfalls zum Queen-Anne-Silber gehörten.

»Das Personal verhält sich furchtbar albern während der Andachten, Papa. Ich werde das ansprechen müssen. Es wäre eine ziemliche Wohltat, wenn ich mir dafür das Haar hochste-

cke. Ich sehe zwar nicht, was daran lächerlich sein soll, wenn ein Mädchen in kurzen Röcken die Andacht liest, aber Nanny sagt, das sei der Grund, weshalb sie anfangen zu kichern.«

»Ich nehme an, du siehst dabei ›grässlich altmodisch‹ aus, wie sie es formulieren würden.«

Vater und Tochter lächelten beide. In Sachen Humor verstanden sie einander ziemlich gut.

»Nun, wie dem auch sei«, fuhr Mr Villiers fort, »ich denke, es ist trotzdem besser, wenn du die Andachten fortführst. Nichts könnte mich je dazu bewegen, sie zu verrichten.«

»Gut, das werde ich. Doch ist es reichlich absurd, sie Familienandachten zu nennen, Papa.«

Mr Villiers öffnete einige Briefumschläge, die ein wenig interessanter zu sein schienen als jene, die nach Rechnungen aussahen. Einer enthielt dennoch eine.

»Elende Geschäftsleute! Jetzt verlegen sie sich schon darauf, wie ein Gentleman Briefe zu schreiben, in der Hoffnung, man öffnet diese Sachen.«

»Haben wir denn viele Rechnungen zu bezahlen?«, fragte Perdita.

Ihr Vater äußerte sich nur selten ernsthaft über finanzielle Dinge, und sie befürchtete eine gewisse Verantwortungslosigkeit, die sie auch in anderer Hinsicht von ihm kannte.

»Ich gehe davon aus, dass du einen Millionär wirst heiraten müssen«, erwiderte er ausweichend.

Daraus, dass ihn eine praktische Frage nach Geld so beunruhigte, schloss sie, dass in der Tat viele zu bezahlen waren. Sie erinnerte sich an große Schubladen voller Rechnungen in der Bibliothek, und plötzlich empfand sie das gesamte Esszimmer, das Frühstück und sogar die Krawattennadel ihres Vaters als überaus kostspielig und verspürte eine verfrühte Angst vor den Unsicherheiten des Lebens.

Ein Instinkt sagte ihr, dass sich ihr Vater an seinem Ende des Tisches in einem Zustand unterdrückter Besorgnis befand. Erst am Tag zuvor hatte er in ihrer Gegenwart einem zu Besuch weilenden Freund gegenüber ausführlich über Geld gesprochen und angemerkt, das Anwesen sei verpfändet und er selbst vollkommen abgebrannt.

Perdita wusste, es wäre ihm unangenehm, wenn sie weitere Fragen stellte, doch fürchtete sie, er würde in Hinblick auf die Rechnungen seinem üblichen Prinzip folgen, niemals etwas zu tun, das ihm nicht behagte, und weitere Schubladen würden sich mit den misslichen ungeöffneten Umschlägen füllen.

»Ich vermute, es handelt sich um mehr Rechnungen, als wirklich fällig sind, Papa«, sagte sie scharfsinnig, während sie ihr Ei aufklopfte. »Es müssen also etliche zweimal geschickt worden sein, ohne dass du es gemerkt hast. Wäre es nicht gut, sofort eine Liste anzufertigen, um das zu überprüfen?«

Nachdem sie diesen Vorschlag gemacht hatte, damit er endlich etwas unternahm, wechselte sie schnell das Thema.

»Ich werde den Tag mit Antony Forest verbringen, weißt du. Es ist sein letzter, bevor er nach Sandhurst abreist, und wir wollen angeln gehen.«

»In Ordnung. Du wirst Antony sehr vermissen, wenn er fort ist, fürchte ich. Ich nehme an, er wird sich stark verändert haben, wenn er zurückkommt. Ein kleines Mädchen wie dich, das zum Flirten noch nicht alt genug ist, wird er dann sicher ignorieren.«

Perdita gefiel es oft gar nicht, wie ihr Vater die Dinge darzustellen pflegte, und auf Letzteres gab sie keine Antwort, sondern errötete nur ein bisschen. Dann, als sie sich wieder gefasst hatte, zermalmte sie knirschend das letzte Stück ihres Marmeladentoasts zwischen den Zähnen, sprang über den Sitz eines Esszimmerstuhls, und ehe man sich's versah, wirbelte sie,

all die Rechnungen und ärgerlichen Bemerkungen vergessend und nur mehr an Antony und das Angeln denkend, aus dem Zimmer.

Kurz darauf saß sie mit gespreizten Beinen und Gamaschen auf einem Exmoor-Pony und verschwand mit ihrem wippenden roten Barett auf dem Kopf, gefolgt von einem schwarzen Cockerspaniel mit unbändig flatternden Ohren, hinunter an den Fluss. Blitzschnell bog sie um die Ecke und landete auf dem Feldweg, der ins Moor führte.

Mr Villiers, allein gelassen, zündete sich eine Zigarette an, sammelte die *Times* und seine Rechnungen zusammen, verließ das Esszimmer und durchquerte den Flur in Richtung Bibliothek, eines weiten, mit Zedernholz getäfelten Raums mit Aussicht auf eine Landzunge und das Meer dahinter. Holzscheite knisterten behaglich im Kamin. Auf dem polierten Boden lagen Perserteppiche und das große weiße Fell eines Eisbären. Ein Flügel und tiefe Chintzsessel, die unmittelbar das Gefühl einer köstlichen Trägheit hervorriefen, waren seine wesentlichen Accessoires. Eine Vase mit Rosen, blaues Porzellan, ein Haufen Noten und Liederbücher, einige französische Romane und eine Auswahl der jüngsten englischen Literatur auf einem runden Tisch verrieten seine Vorlieben. An einer Wand hing ein Ölgemälde seiner verstorbenen Frau, und in einer anderen Ecke stand die nackte Statue einer modernen Nymphe; der kalte Schimmer ihrer glatten, runden Glieder war im Schatten gerade noch zu erkennen. Des Weiteren gab es viele silbern gerahmte Fotografien hübscher Frauen.

Er öffnete einige Schubladen seines Schreibtischs, schleuderte einen Stapel Papiere aufs Klavier und setzte sich, um ein wenig zu komponieren. Einmal hatte er ein Lied veröffentlicht, das von Lord Henry Somersets *Noch ein Kuss* überstrahlt worden war. Doch an diesem Morgen küsste ihn die Muse

nicht. »Diese schrecklichen Rechnungen machen jede Kunst zunichte«, dachte er, als seine Finger, die lässig eine Brahms-Rhapsodie klimperten, von den Tasten glitten. Spielen konnte er jedenfalls wunderbar. Doch brach er mittendrin ab.

»Ich schätze, ich sollte sie mir lieber mal ansehen. Es geht jetzt schon bald ein Jahr so, dass ich nichts weiter tue, als Geschäftsbriefe in Schubladen verschwinden zu lassen«, gestand er sich ein. Nachdem er sich eine weitere Zigarette angezündet und eine Primel ins Knopfloch gesteckt hatte, begann er also mit den Briefen und den Rechnungen auf dem Flügel eine Art Patience zu legen, um einige zu bezahlen und die Begleichung anderer hinauszuschieben.

»Ihre gefällige Aufmerksamkeit wird uns zu Dank verpflichten«, lautete der sanfteste Appell in diesen zahllosen »Rechnungen gemäß Vorlage«. Einigen waren Schreiben der Gesellschaft zum Schutz des Handels beigefügt, die bei Zahlungsverzug strafrechtliche Verfolgung androhten. Diese kennzeichnete er jetzt gelassen mit der Bleistiftnotiz »dringend«. Von frühester Jugend an, seit es damals in Eton mit den Unregelmäßigkeiten angefangen hatte, betrachtete er finanzielle Angelegenheiten als ein unvermeidliches Übel, das ins hinterste Kämmerchen des Bewusstseins gesperrt und dort verwahrt gehörte. Doch seit Kurzem, durch die Briefe von seiner Bank, die Warnungen seines Anwalts und das beharrliche Drängen von Geldverleihern und Geschäftsleuten, hatte dieses Übel auf ihn eine Wirkung wie ein Springteufel, der unvermittelt emporschoss, seine Nerven ruinierte und eine umfassende Schwermut auslöste, gegen die er nicht ankam.

Mr Villiers war groß und besaß eine athletische Figur, die er der Sportlichkeit seiner Vorfahren verdankte. Dreiundvierzig Jahre alt war er jetzt und lebte seit fünfzehn Jahren auf dem Herrensitz von Luckcombe. Als junger Mann, nach sei-

ner Zeit in Oxford, hatte er sich vergeblich um einen Posten im Außenministerium bemüht und war in eine Anstellung bei Hof als Kammerherr eines unbedeutenden Fürsten geraten. Gut gekleidet, liebenswürdig und taktvoll bei jeder Gelegenheit, war er überaus erfolgreich gewesen. Er war stets schmückend, unauffällig und nahtlos »angepasst«. Doch nach einigen Jahren eines solchen Lebens hatte er angefangen, sich gewaltig zu langweilen, und als er durch den Tod seines Bruders, eines Offiziers bei der Marine, in den Besitz von Luckcombe gelangt war, hatte er sich sukzessive in einen trägen Einsiedler verwandelt, der zu keinerlei Anstrengung fähig war und alles Handeln seiner jungen Frau überlassen hatte, die starb, als Perdita gerade einmal vier Jahre alt war. Seit ihrem Tod hielt er wenigstens draußen wie drinnen den Haushalt in Schuss. Das Essen war stets vortrefflich, der Garten wunderschön. Er jagte nicht und angelte nur gelegentlich, ging regelmäßig in der Bucht unterhalb des Hauses baden, sonnte sich, spielte Klavier, und wenn er einmal Abwechslung brauchte, fuhr er nach London, um irgendwelche Damen zu treffen, oder reiste, wenn das Wetter allzu trostlos war, auch ins Ausland.

Da Mr Villiers auch nur das geringste Gespür für Erziehung und jegliches Verantwortungsgefühl für menschliche Wesen außer ihn selbst abging, wäre Perdita vernachlässigt, wenn nicht gänzlich verwahrlost aufgewachsen, hätte es nicht eine gemütliche, dem Quäkerglauben anhängende Kinderfrau gegeben, die sich sorgsam darum kümmerte, dass sie immer ordentlich und gepflegt aussah, ihr das Lesen und die Herstellung von Kesselhaken und Kleiderbügeln beibrachte, ihr Buttertoasts zum Abendbrot zubereitete und ihre Seele mit der edelgesinnten Lehre des »Inneren Lichts« fütterte.

Das Ausbleiben jeglicher Initiative in Sachen Erziehung vonseiten Mr Villiers' hatte dank Perditas natürlicher prakti-

scher Vernunft keine schlimmen Folgen gehabt. Im Gegenteil war ihr dadurch ihre Eigenverantwortlichkeit in dieser Sache bewusst geworden.

An diesem Morgen nahmen die Geldangelegenheiten, als Mr Villiers sich einmal darangemacht hatte, sie zu ordnen, ihn vollkommen in Anspruch. Tatsächlich verbrachte er den gesamten Morgen mit nichts anderem als damit, aufgelaufene Kosten zu addieren und sich seine Lage zu vergegenwärtigen, wobei er sich – und das war an sich schon ein Zeichen seiner Nervosität – weigerte, sich von der Situation beunruhigen zu lassen. Am Ende eines Nachmittags, den er ebenfalls damit verbracht hatte, sich mit den Zahlen zu konfrontieren und Zigaretten zu rauchen, brachte ihm der Butler seinen Tee.

»Ich werde vermutlich morgen nach London fahren müssen, Beveridge«, sagte er in einem gemächlichen, nonchalanten Ton. »Ich werde es Sie heute Abend wissen lassen.«

Die Situation war folgende: Er hatte beinahe bis zum Letzten veräußert, was es an liquidem Villiers-Kapital gab. Die Hälfte von dem, was dem Testament des verstorbenen Besitzers von Luckcombe zufolge fest angelegt war, sicherte eine jährliche Zahlung, um die enorme Belastung durch die auf dem Grundstück lastende Hypothek schrittweise zu verringern. Daraus ergab sich ein unwahrscheinlich geringes jährliches Einkommen, mit dem es das Anwesen instand zu halten galt, und es blieb kaum noch Vermögen übrig, während die Gläubiger von allen Seiten Druck ausübten. Die Reise nach London beabsichtigte Mr Villiers nun anzutreten, um das letzte verfügbare Kapital zu veräußern. Dort würde er den Anwalt der Familie konsultieren. Doch noch bevor es Abend wurde, hatte er beschlossen, dass das Wetter viel zu schön für London war und er stattdessen lieber ein Schreiben aufsetzen würde.

»Wenn ich doch nur der Letzte der Familie wäre, könnte

es mir gleichgültig sein. Ich würde hier einfach weitermachen und es noch ein paar Jahre genießen, bis alles zusammenbricht«, dachte er, nahm einen Schluck aus seiner duftenden Tasse Tee und blickte hinaus auf den Rasen und die sich im Abendwind wiegenden Narzissen. Ein Pfad aus zerbrochenen Steinplatten führte zum Torbogen einer Eibenhecke, und durch diesen Bogen hindurch war ein Obstgarten zu erkennen, unter dessen Bäumen hohes Gras wuchs. Durch den Obstgarten rauschte ein Bach, schlängelte sich durch die Grünanlage und weiter durch ein Wäldchen aus moosbedeckten, durchs Meer im Wuchs gehemmten Eichen, um sich weiter unten in die Caspar's Bay zu stürzen. Während er hinausblickte und von Zeit zu Zeit an seiner Zigarette zog, beunruhigten ihn Gedanken an Perditas Zukunft.

Man musste darauf setzen, dass sie jung heiratete – und jemanden mit Geld. Den Weg zu einer solchen Hochzeit konnte er ihr ebnen, doch das war auch schon alles, was er für sie zu tun vermochte. Sollte er vielleicht selbst wieder heiraten? Eine Woge der Ermüdung erfasste ihn bei dem bloßen Gedanken an all die Strapazen, die es ihm bereiten würde, eine Frau zu finden, die zu ihm und seiner Lage passte. Er fühlte sich zu alt, um noch einmal einen solchen Schritt zu tun, und zog es vor, sich in Liebesdingen auf sentimentale Sehnsüchte nach zuverlässig unerreichbaren verheirateten Schönheiten zu beschränken. Sollte er es an der Börse versuchen? Der Gedanke war ihm zuwider. Und die Vorstellung, Luckcombe zu verkaufen, konnte er nicht ertragen. Die Wertschätzung seines Zuhauses samt dem Garten und dem Bach, samt dem Meer und dem Moorland zählte zu den edelsten Empfindungen, zu denen er in seiner egoistischen emotionalen Verfasstheit fähig war.

Luckcombe war in der Regierungszeit Queen Elizabeths

von einem Seemann aus Bristol namens Caspar Villiers erbaut worden, und dieser Vorgang hatte sich wie folgt zugetragen.

Caspar war der Eigentümer eines Kaperschiffs gewesen. Es handelte sich bei ihm, kurz gesagt, um einen Freibeuter. Eines Tages, er war damals in den mittleren Jahren und längst ein reicher Mann, geschah es, dass sein Schiff in holländischen Gewässern ein Gefecht mit einer spanischen Fregatte ausgetragen hatte, die Seide und Gewürze aus dem Fernen Osten brachte. Nach dem beinahe fatalen Zusammenstoß und krank und erschöpft aufgrund einer nicht verheilten Wunde, setzte er auf dem schwer beschädigten Schiff Segel mit Kurs auf England und Bristol. Im Verlauf seiner Krankheit war Kapitän Villiers nachdenklich und poetisch geworden, und er sehnte sich nach seiner Heimat. Schließlich, an einem Aprilabend vor Sonnenuntergang, war das Schiff nach der Umrundung des Zipfels ins zwischen England und Südwales gelegene Meer gesegelt und im Bristolkanal gelandet. Der milde Atem des Westwinds ließ es sanft durchs Wasser gleiten. Sie waren dem Land nah genug, um zu hören, wie die kleinen Wellen in der Stille eine nach der anderen ans Ufer schlugen, das in den Buchten und Küstentälern, die sie passierten, mal steinig und mal sandig zu sein pflegte. Bald zogen sie an einer Bucht vorbei, die schöner war als alle anderen. Da gab es Felsen und eine Höhle mitten in der Klippe, ein Süßwasserlauf ergoss sich von einem bewaldeten Höhenrücken herab ins Meer, darüber befand sich eine beschauliche grüne Wiese. Caspar kam der Gedanke, auf ebenjener abfallenden Wiese ein schönes Haus zu erbauen. Von hier aus ließe sich leicht in See stechen. Mit einem kleinen Segler würde er aus dem Hafen von Bristol, wo sein Kaperschiff für gewöhnlich vertäut lag, geheime, für seinen eigenen Haushalt bestimmte Frachten zur Höhle bringen können. Die Idee, dort für Mußezeiten eine Heimstatt zu haben, behagte ihm

außerordentlich. Und über diesen Traum sinnierte er noch bis nach Sonnenuntergang, als sich allmählich die Sterne zeigten.

Fest entschlossen, seinen Plan umzusetzen, hatte sich der Kapitän kurz darauf das begehrte, im Besitz der Krone befindliche Landstück an der Küste gesichert; hatte sich beeilt, erfahrene Fachleute mit dem Bau des Hauses zu beauftragen, denen seine eigenen Seeleute halfen; und schon bald hallten Hämmer, Sägen und Steinmeißel durch die Wälder. Schließlich war das solide kleine und schöne Haus mit Aussicht auf das Meer und die ferne Landzunge errichtet, und als es endlich so weit war, nannte der ehrgeizige und durch eigene Kraft emporgekommene Seeräuber seinen Herrensitz Luckcombe und ließ sich dort als Gutsherr nieder.

Es gehörte zur guten Familientradition und Pflicht, sich dem alten elisabethanischen Piraten gegenüber als dankbar zu erweisen, indem man an Sonntagen seiner gedachte, wenn man auf dem Weg zur im Moor gelegenen Kirche an seinem antiken flachen Grabstein nahe den Levkojenrabatten des Friedhofs vorbeikam. Im 19. Jahrhundert hatte sich Luckcombe samt seinem Anwesen in einen der schönsten kleinen Orte Englands verwandelt, ein Haus, das von seinen Besitzern schlicht angebetet und als sakrosankt betrachtet wurde.

Nachdem er seine Unterlagen in eine Schachtel mit den zum Versand bestimmten Briefen umsortiert hatte, schlenderte Victor Villiers hinaus auf den Rasen, um in der Dämmerung ein wenig frische Luft zu schnappen. Es war einer jener Frühlingsabende, an denen einen die Helligkeit noch überrascht. Ein zartes Gold verfärbte die rötliche Landzunge und erleuchtete das Eichenwäldchen. Im Obstgarten sang jubilierend eine Drossel. Villiers' Ängste und seine Gereiztheit wichen endlich einem angenehmeren Gefühl. Er atmete einmal tief ein, dann zündete er sich eine weitere Zigarette an. Ein

chinesisches Sprichwort kam ihm in den Sinn: »Tue nichts, und alles ist getan.«

Bald saß er wieder am Klavier, und die brillanten Klänge, die er hingebungsvoll erzeugte, erzählten von hüpfenden Lämmern und Passionen.

Die Originalausgabe erschien 1918 unter dem Titel
A Pier and a Band bei Chatto & Windus, London.
Die vorliegende Übersetzung folgt der dritten und jüngsten Auflage
des Originals, Hamish Hamilton, London, 1950.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des
Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Gemälde Seite 305: © Estate of Vanessa Bell.
All rights reserved, DACS Images; Image: © National Portrait
Gallery / © VG Bild-Kunst, Bonn 2026

1. Auflage 2027
© 2027 mareverlag eG, Pickhuben 2, 20457 Hamburg
Lektorat Thomas Überhoff
Einband- und Schubergestaltung
Nadja Zobel, Petra Koßmann / mareverlag
Einband- und Schuberabbildung
Interior with a Table, 1921. Vanessa Bell. Tate, Bequeathed
by Frank Hindley Smith 1940. © Tate, Photo: Tate
Typografie Iris Farnschläder / mareverlag
Schrift Jenson
Druck und Bindung Pustet, Regensburg
ISBN 978-3-86648-770-3
www.mare.de

Kontaktadresse nach EU-Sicherheitsverordnung:
produktsicherheit@mare.de